

## Die Krobe und der Degen.

Abenteuer eines Seehelden.

(Schluß.)



René du Cap-Trouin.

Im selben Augenblicke, als die Goelette ihre erste Lage nach den englischen Schiffen schleuderte, öffnete sich eine Luke, ein Kopf mit langen Haaren erschien auf dem Deck, zwei mit Pistolen bewaffnete Hände hielten sich krampfhaft daran fest, ein neuer Kämpfer schloß sich an die Equipage an und der alte Trouin erkannte seinen Sohn René. Der alte Corsar wollte vor Schreck umsinken, und vergaß sein Schiff, die Engländer und die ganze Welt.

„Noch einmal!“ rief er mit einer Stimme, welche lauter donnerte, als die Kanonen.

1856.

Und sich schwarz vor Zorn auf René stürzend, hätte er ihn mit seinem Sprachrohr niedergeschmettert, wenn der junge Mann nicht den Mastkorb mit der Schnelligkeit eines Stiehorns erklettert. Von der Höhe dieser unerreichbaren Tribüne erzählte er, wie ein Schutzgeist sein Gefängniß geöffnet. Er habe seit zehn Stunden wie ein Löwe an dem Gitter seines Gefängnisses gerüttelt, als der Polizeichef ihm in Person angekündigt, er sei frei. Ein Unbekannter habe seine Schulden bezahlt. Der junge Guay zweifelte keinen Augenblick, daß die Indianerin die Rolle des Schutzengels übernommen. In der Nacht hatte

20

er sich auf das Schiff geschlichen und auf den Kanonenkugeln sein müdes Haupt ausgeruht. René schloß damit, seinen Vater für all sein Vergehen um Verzeihung anzusprechen, und zu erklären, daß er sich lieber von den Engländern tödten lassen, als die Robe tragen wolle. Diese Zuversicht brachte die ganze Mannschaft auf die Seite unseres Helden, verdoppelte jedoch die Wuth des Alten. Er antwortete mit einem Strom von Drohungen und Flüchen, und rief die Mannschaft auf seine Seite.

In diesem Augenblick steht René eine Kugel den Hintermaß zersplittern; er springt auf die Kampanie, fliegt auf seinen Vater zu und fängt eine Kaa auf, die ihn zu zerschmettern drohte. . . Er selbst fällt auf die Ecken der Raahölzer, reißt dadurch seine Wunde vom Tage vorher auf und bietet dem Alten die blutende Hand.

Aber der Zorn des Vaters ersticke seine Güte. Im ersten Momente öffnete er seinem Sohne die Arme. Als er ihn jedoch gerettet sah, entriß er ihm den Degen und ließ ihn im Zwischendeck knebeln. Kaum reichte seine ganze Autorität hin, diese Gewaltthat von der Mannschaft zu erzwingen. René weinte vor Schmerz, die Matrosen weinten vor Mitleid, Luc schlüchte auf den Knien liegend. Alles war vergeblich, der alte Capitän wandte den Kopf ab, stieg auf seinen Wachposten und befahl das Vorden einer feindlichen Fregatte.

Als die beiden Schiffe auf einander stießen, hörte man René mit herzzerreißender Stimme rufen: „Meine Waffen, Vater, gib mir meine Waffen!“ Einige Minuten später erhielt der alte Trouin eine Kugel auf die Stirne und verlor das Bewußtsein. Sein letzter Blick sah die Flagge fallen, seine Matrosen auf die Vertheidigung verzichten und die Engländer sich einen Weg auf sein Schiff bahnen. Er machte einen verzweifelden Versuch, sich in's Meer zu stürzen, aber es gelang ihm nicht, und er fühlte nur noch, wie ihm englische Hände seinen Degen entrißen.

Als er wieder zu sich kam, wie groß war sein Erstaunen. Statt der Engländer sah er seine beiden Söhne neben sich, seine Matrosen triumphirend, die Flagge aufgehißt und die Feinde zurückgetrieben. Du Guay war dies Wunder gelungen, nachdem er seine Bande zerrissen. Durch sein Beispiel electrifirt, hatte ihm Luc zur Seite gestanden, und beide in die Brust verwundet, aber glücklicherweise so leicht, als ihr Vater, boten ihm mit dem des englischen Capitäns, seinen Degen. Trouin glaubte vor Freude zu sterben: er fiel weinend in die Arme seiner Söhne und stammelte: „Meine Kinder! meine würdigen Kinder!“ — „Wirst Du mir jetzt verzeihen und mir meine Waffen wiedergeben?“ — „Ich verzeihe Dir nicht nur,“ antwortete der Greis, „sondern mein Degen sei fortan der Deine; ich übertrage Dir das Commando der Gabrielle.“

Und den Degen ergreifend, führte unser Held unter dem Jauchzen der Mannschaft sein Schiff und seine Prise nach St. Malo zurück.

#### XVII. Der Hund von St. Malo.

Unglücklicher Weise rettete der Sieg der Trouins ihr Vaterland nicht. Die englischen Bomben schleuderten noch immer Nord und Brand in die Stadt, und der Höllenbrand rüstete sich, sie mit einem Schlag zu vernichten. In dem Augenblicke, als die furchtbare Maschine unter einem günstigen Winde näher heranzuhr, kam René von einer neuen Expedition mit seinen Fischern, die er seinem Versprechen gemäß geholt, zurück. Sie hatten die Landung der Feinde in Saint Jago zurückgeschlagen; aber sie brach-

ten den jungen Piloten zu Tode verwundet mit sich. Bei diesem traurigen Anblick und den zerföhrenden Brandergewahr werdend, den man noch immer von Bernard geführt glaubte, konnten die Landleute und Seeleute ihre Entrüstung nicht mehr zurückhalten. Nicht bloß die Verbrennung seines Hauses, sondern auch die Ausrottung seiner Familie verlangte ihre Rache. Schon stürmte man nach dem Hause, wo Marie-Ange mit einem sebzengigjährigen Oheim und seinem Neffen wohnte, die man von St. Malo geholt. Da steuerte die Höllenmaschine plötzlich auf Dinard zu, um den Fort Royal und Grand-Bey zu umschiffen. . . Stadt und Land lagen schweigend da, es war die Stille einer ganzen Bevölkerung, welche den Tod erwartet! Die Einwohner flohen aus ihren Häusern, die Soldaten von ihren Posten, und die Thiere aus ihren Ställen. . . Keine Kanone zielte auf den Brandergewahr. Was vermochte eine Kugel gegen einen Vulkan. Man hörte nur noch den Klang der Glocken und die Stimmen der Priester, welche das göttliche Mitleid erflehten. Die Fischer stürmten nach Bernards Hause, rissen Marie-Ange, ihren Oheim und seinen Neffen heraus und schlepten sie auf einen Felsvorsprung, um sie zu erschießen.

In diesem Augenblick zersprang die Höllenmaschine. . . und nie hat ein menschlich Ohr eine solche Explosion vernommen. Eine ungeheure Flamme und Rauchsäule stieg senkrecht zum Himmel empor; hunderte von Batterien schienen hinter einander zu krachen und die letzte, die furchtbarste von allen, erschütterte zu gleicher Zeit Himmel, Erde und Meer, als ob die Harmonie der Elemente mit einem Schlag zerrissen würde. Der Mönch von St. Malo behauptet, daß man den Donner dreißig Meilen weit gehört. Endlich breitete sich die Rauchsäule aus und verhüllte das Licht des Tages. Wie bei einem unter einem dunkeln und colossalen Dache abgebrannten Feuerwerk, sah man aus dem Rachen des Vulkans nach allen Seiten hin scharlachrothe Flammen, schwarze und massive Körper, Sonnen, Ketten und Barrren von Eisen, Bomben von unglaublicher Dicke, Pulvertonnen, Schwefel und Salpeter, mit einem Worte alle erdenklichen Zerstörungsmittel nach allen Seiten hin fliegen.

Beim ersten Schlag hatte sich Jeder auf die Kniee geworfen und seine Seele Gott befohlen. Aber man denke sich die allgemeine Ueberraschung, als man beim Wiederaufstehen alle Häuser von St. Malo ganz und unberührt und den Höllenbrand 150 Fuß von den Mauern entfernt sah, wo er ganz unschuldig an einer Klippe die von dem Schiffbruch gelbschten Eingeweide ausleerte. Man glaubte anfangs an ein Wunder und ein Schrei des Dankes flog zum Himmel. Aber der Himmel antwortete, indem er einen blutenden Körper an's Ufer warf, zwanzig Schritte von den Seeleuten, die neben Marie-Ange lagen.

Dieser Körper, den unser Held zuerst aufhob, war der des Piloten Bernard. Er hatte also doch den Brandergewahr geführt. Und die Fischer wollten ihm bereits den Garaus machen, als René auf seiner Brust ein Pergament entdeckte, das in einer Blechkapsel eingeschlossen war. Diese Rolle enthielt die mit Blut geschriebenen Worte: „Die Engländer suchen einen Verräther, um St. Malo zu vernichten; aus Furcht, sie möchten einen solchen finden, werde ich die Rolle eines solchen spielen. Ich will ihre Anerbietungen annehmen und ihre Höllenmaschine an einer Klippe zerschellen lassen. Ich opfre mich für mein Land. Möge Gott diese Worte in die Hand eines ehrlichen Menschen führen, damit man erkenne, daß ich nicht als Schurke, sondern

wie es dem Hund von St. Malo gebührt, gestorben bin. Bernard."

Wie sollen wir die Wirkung dieser Worte schildern? Der Ausbruch ihrer Reue, ihrer Begeisterung, ihrer Siegesfreude hatte seines Gleichen nur in dem Jubel, als ihr Retter sich wieder erholt, von der Vorsehung gerettet, welche wollte, daß von dreißig Wunden, die er erhalten, nicht eine tödtlich war.

#### XVIII. Das Medaillon.

Noch am selben Abend verließ die englische Flotte die Bai, von allen Corsaren St. Malos mit vollen Segeln verfolgt. Von denen, die seine Tochter hatten morden wollen, im Triumphe getragen, erhielt der Pilot Bernard vom König den Adelsbrief und von seinen Mitbürgern einen Ehrencompas mit dem Befehl über die Küstenwächter. Einen Monat später erhielt Luc seine Grade in Caen, wurde der glückliche Gatte Marie-Ange Bernards, und erhielt das Consulat von Malgues in Spanien.

Und Frau von Bourdonnais und die Indianerin? Begeistert durch diese Doppelerinnerung bedeckte sich René du Guay Trouin auf allen Meeren mit Ruhm. In weniger, als zwei Jahren nahm er England und Holland mehr als dreißig Schiffe weg. Er wurde der Stolz seines Vaterlandes, die Bewunderung seiner Rivalen und der Schrecken der Feinde Frankreichs.

Bei jedem Siege sagte ihm ein Brief seines Schutzengels: „Muth, ich bewundere Sie, wie ich Sie liebe, Sie sind dem Ende Ihrer Probezeit nahe.“ Als er Gefangener der Engländer in Plymouth geworden, besetzte ihn eine junge Händlerin, die den Offizier, der ihn bewachte, für sich zu gewinnen gewußt. Wieder ein Werk der Unbekannten, die überall Werkzeuge ihres Willens hatte.

Eines Tages, als er sich in St. Malo als Reconvallescent von einer Wunde aufhielt, trat plötzlich sein Bruder mit Marie-Ange und einem kleinen liebenswürdigen Kinde in das Zimmer. René warf sich bestürzt in ihre Arme. „Wir überraschen Dich,“ sagte der Consul; „wir kommen von Spanien, wie Du ehemals von der Universität. Ich habe Paris besucht und Ludwig XIV. in Versailles gesprochen. Sieh, womit er mich beschwert.“

Du Guay öffnete ein langes vergoldetes Kästchen mit der Sonne des Königs, und fand darin einen prachtvollen Degen, der in ein Capitäns-Patent eingehüllt war. „Endlich, endlich,“ rief er strahlend vor Freude und die Hände zum Himmel erhoben. Er zog das Medaillon aus der Tasche und ließ den Deckel springen. Es war das Bild der Frau von Bourdonnais. So waren also die Gräfin und die Indianerin eine Person. Aber wie dies reizende Räthsel erklären? „Du wirst in diesem Briefe, den die Gräfin mir anvertraut, wohl die Lösung des Räthfels finden.“ René las unter Thränen:

Paris 8. Januar 1692.

„Mein Leben gehörte Ihnen, seit Sie mich in Dinard gerettet; aber ich wollte es Ihnen nicht wie eine Gnade schenken. Ich habe Sie auf dem Valle Ihres Vaters aus der Tiefe Ihrer Seele kennen lernen. Ich öffnete Ihnen den Weg zum Ruhme und bezeichnete Ihr Ziel; Sie haben es erreicht. Nun ist es Ihre Sache, mich zu Ihnen zu erheben. Ich erwarte Sie.

Gabrielle.“

Eine Viertelstunde nachher flog du Guay Trouin nach Paris. Aber soviel Glück sollte ein furchtbares Erwachen zur Folge haben.

Der künftige Gatte von Frau von Bourdonnais fand sie an einer Brustentzündung krank liegend. „Beklagen Sie mich nicht,“ sagte sie; „ich habe mir diese Krankheit zugezogen, als ich beim Könige Ihr Patent als Capitän zu verlangen ging. Seine Majestät war so gnädig, mir seinen Wagen anzubieten, dessen beide Thüren offen standen \*); ich habe mich erkältet und sterbe für Sie; Konnt' ich Ihnen auch nicht die Frau geben, die Sie am meisten liebte, so habe ich wenigstens Frankreich einen seiner größten Männer geschenkt. Schwören Sie mir,“ fügte sie lächelnd hinzu: „in meiner Erinnerung zu leben und nur mit dem Meere sich zu vermählen, wie der Doge von Venedig.“

Der Kuß des ewigen Abschieds wurde das Siegel dieses Schwurs, du Guay hielt ihn ohne Reue bis an seinen Tod.

Man weiß, wie viele unsterbliche Siege die würdigen Töchter seiner Verbindung mit dem Meere wurden. Er krönte sie durch die Eroberung von Rio Janeiro. Ein edles Leben tilgte die Vergangenheit aus der Erinnerung. Er starb mit allen Ehren überhäuft als Generallieutenant der Seearmee, einen der größten Namen seinem Vaterlande hinterlassend.

#### Der Holzschuhmacher.

Erzählung.

Vor einigen Jahren machte ich zu industriellen Zwecken eine Reise nach den französischen Ost- und Norddepartements. Ich hatte einen eigenen Wagen genommen, wenn das Fuhrwerk diesen Namen verdient, denn es war eigentlich nur ein Weidenkorb mit vier Rädern. Der Kutscher, welcher Pichoir hieß, war ein Factotum. Er hatte als Glaser und Soldat Frankreich zu verschiedenen Malen durchzogen und wußte mir überall Eingang zu verschaffen, wo ich keine Empfehlungsbriefe hatte. Wir kamen eines Abends in La Fere an, das mir Pichoir als höchst interessant gerühmt und dessen Gasthof er besonders ins Licht gesetzt. Ich machte etwas größere Ansprüche und hätte mich lebhaft geärgert, wenn ich nicht einen jungen Künstler gefunden, mit dem ich mich trefflich unterhielt. Er wollte mein Cicero werden und wir besuchten andern Tages gemeinschaftlich den unterirdischen Gang von 150 Fuß Höhe, eine der Merkwürdigkeiten von La Fere. — Entzückt zu erfahren, daß der junge Künstler gleichfalls nach St. Gobain gehe, bot ich ihm einen Platz neben mir an. Carl G., so hieß der Künstler, nahm das Anerbieten dankbar an und nun ging's in raschem Trabe vorwärts.

Als wir nach einer langen Fahrt aus einem prachtvollen Walde herauskamen, betraten wir einen Kreuzweg, der zu den ewigen Pforten Dantes zu führen schien. Als ich die Augen erhob, sah ich zu meinem Erstaunen leichte Rauchsäulen aus den Feldern aufsteigen. „Was bedeutet der Rauch dort?“ fragte ich Pichoir. „Das sind die Grotten, welche der Herr Maler, wie er vorhin sagte, zu sehen wünscht.“ Und aus dem Wagen springend, hielt er das Pferd an.

Ich folgte meinem Reisegenossen und nachdem wir einige Schritte gemacht, blieben wir erstaunt vor dem Schauspiele stehen, das sich unsern Blicken darbot. Die Felsen, welche den Weg einschlossen, wurden von breiten und unregelmäßigen Arcaden umkränzt; in ihrem Schatten

\*) Eine Eigenheit Ludwigs XIV.

unterschied man mit Mühe eine Art von Höhlen, unterirdische Gewölbe, welche mit Thüren verschlossen waren, die das Moos und die Feuchtigkeit geschwärzt. Aus dem tiefen Dunkel glänzten die weißen Felsen hervor, über welche die grünen Draperien herabhingen. Brombeerstauden, wilde Reben, Winden, Himbeerstauden, Schlehdorn und wilde Rosen fielen in Guirlanden herab und machten mit den rothen und schwarzen Trauben, die sich daraus hervordrängten, einen ungemein malerischen Eindruck. Wie groß auch meine Bewunderung für diese ursprüngliche Architectur und die reizenden Ornamente war, die sie schmückten, wäre ich doch nicht auf den Gedanken verfallen, diese Höhlen könnten bewohnt sein, wenn ich nicht eine in den Fels gehauene Treppe bemerkt, welche nach einer niederen Thüre führte, die sich gerade öffnete: eine alte ge-

bückte Frau, ganz in Lumpen gehüllt, stieg langsam die Treppe herab.

„In diesen prachtvollen Gewölben sollten Salvator Rosas malerische Räuber wohnen, nicht das Elend und die Armuth,“ rief der Maler.

„Das ist nicht ihre Schuld, daß sie nicht reich sind,“ unterbrach ihn mein Veteran. „Und was das betrifft, daß sie keine Spitzbuben sind, so haben Sie sich im Augenblicke nicht darüber zu beklagen. Wenn wir hier spanische Räuber hätten, so ginge es uns schlimm. Die Leute, die hier unten wohnen, sind gerne da: sie können ihre Ernte durch den Kamin einheimfen. Die Arbeiter sind auch froh, nur einen Franc oder vierzig Sous vierteljährliche Miethe zu bezahlen. Und zu den Zeiten des Kriegs sind gar Manche in diese Grotten geflüchtet und



Eingang zu den unterirdischen Wohnungen von Saint Gobain.

mochten, als sie die Behaglichkeit der unterirdischen Wohnungen geschmeckt, nicht wieder heraus.“

Carl S. hatte seine Wappe unter den Arm genommen und ich wollte mich wieder zum Wagen begeben, als er mir erklärte, daß er diese herrlichen Grotten nicht verlasse, ohne vorher das Innere im Einzelnen gesehen zu haben. Er erwartete noch pikantere Effekte, als die, für welche uns Rembrandt Geschmack beigebracht, „denn der Tag, der in diese unterirdischen Wohnungen dringt, gelangt nur durch Oeffnungen dahin, die die Bewohner gegraben, um das Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen.“

Unser alter Soldat versicherte, uns, daß ungefähr 100 Familien in diesen unterirdischen Höhlen wohnen, und wir hatten alsbald den Beweis davon vor Augen, daß die Kinder hier gut gedeihen, denn eine ganze Schaar

blasser Gesichter folgte uns mit aufgerissenen Augen. Der größte Theil der Frauen fühlte sich durch unser Eindringen in ihr Privatleben wenig geschmeichelt. Die ganze Bevölkerung schien mir aus alten oder kränklichen Leuten zu bestehen. Ohne Zweifel war alles, was gesund war, an die Arbeit gegangen. Erstaunt über die Beharrlichkeit, mit der der Künstler diese armen Wohnungen durchforschte, fing ich an, Verdacht zu schöpfen, er möchte eine andere Sache, als diese „pikanten Effekte“ verfolgen und gestand es ihm offen.

„Ich weiß nicht, weshalb ich Ihnen nicht gleich von Anfang alles gesagt. Ja, ich suche einen Kameraden, einen Freund. Ich war noch ein sehr junger Mensch, als ich ihn kennen lernte; aber ihm verdanke ich den ersten Rath in meiner Kunst, und als ich fern von meiner Familie am Typhus krank lag, pflegte er mich mit treuer Sorg-

salt, ich bin überzeugt, daß ich ihm das Leben verdanke. Durch meine lange Reconvalescenz bei Verwandten in der Normandie zurückgehalten, eilte ich bei meiner Rückkehr ihn aufzusuchen, aber ich fand Rustique nicht mehr. War er des Spottes müde, dem ihn seine Sittenreinheit, seine Einfachheit und seine Physiognomie ausgesetzt, der sein Vorname entsprach? Fand er es wie so viele Andere unmöglich, in Paris von seinem Talente zu leben? Der arme Junge, so gut und bescheiden. Vielleicht ist er nicht mehr am Leben: es war die Seele eines Lammes in einem Herculeskörper. Als ich mich im Atelier nach ihm erkundigte, hieß es: „Der Bär ist in seine Höhle zurückgekehrt; er war zu wenig gelect für uns.“ Das war vor ungefähr fünf Jahren. Ich konnte Rustique jedoch nicht vergessen. Meine erste Muse, das Geld für mein erstes verkauftes Bild opfere ich, mei-

nen alten Kameraden aufzusuchen. Ohne etwas Bestimmtes über den Ort seines Aufenthalts zu wissen, ist mir doch soviel bekannt, daß er im Aisne-Departement wohnte; er sprach gerne von La Fere und seinem Gang. Es war der erste Vorwurf, der ihm seinen Beruf klar machte; um ihn wiederzusehen, mußte er mehrere Stunden zu Fuß machen. Er beschrieb mir unterirdische Felsen, malerisch beleuchtete Höhlen. Ich habe noch einige von seinen Croquis, und als der brave Pichoir sie über meine Schulter betrachtete und mir sagte, daß ihn diese Papiersegen an die Grotten von Saint Gobain erinnerten, hat er alle meine Hoffnungen aufgefrischt. Es ist ein Traum, wenn Sie wollen, aber es kann sich realisiren, und ich meine eine innere Stimme zu vernehmen, die mir sagt, daß ich ihn hier sehen werde.“



Werkstätte eines Holzschuhmachers in Saint Gobain.

Der unermüdliche Carl ging von Höhle zu Höhle, während die Kinder mit den aufgesperrten Augen uns folgten. Ich warf ihnen einige kleine Münze hin, und während sie sich darum stritten, bogen wir um eine Ecke und konnten uns nun, in eine kleine Felsenstraße eintretend, ihrem Blicke entziehen. Seit einigen Minuten hörten wir die regelmäßigen Schläge eines Hammers. Als wir näher kamen, sahen wir einen Holzschuhmacher unter einem Felsvorsprung arbeiten; der Mann, ganz mit seiner Arbeit beschäftigt, hörte uns nicht: der junge Künstler drückte mir die Hand und blieb unbeweglich stehen. Es war ein reizendes Genrebild. Mein Reisegefährte hatte endlich genug gesehen und trat vor. „Rustique,“ murmelte er mit halb ersticker Stimme. Der Mann hob den Kopf. „Rustique, mein guter, mein lieber Rustique,“ rief Carl. Und er hielt den Arbeiter in den Armen, drückte ihn an sein

Herz. Ganz verduzt durch diese Vertraulichkeit des „Herrn“, suchte sich dieser loszuwinden. „Du erkennst mich nicht mehr? den Jungen, den Du unterrichtet, gepflegt, vom Tode gerettet?“

Nun umarmten sich Beide aufs herzlichste, denn Rustique hatte ihn endlich erkannt.

Ich ließ die beiden Freunde ihre Erinnerungen austauschen und irrte mehr als eine Stunde in der Umgegend umher. Endlich, als ich Pichoir seinem Pferde hatte den Haber geben sehen, suchte ich die beiden Freunde wieder auf und fand beide auf einem Baumstamme sitzend und mit einander plaudernd. „Begrüßen Sie ihn!“ rief der Künstler, sobald ich ihn hören konnte. „Nachdem er im Glanze der Kunst gelebt, das Vertrauen der größten Männer des Jahrhunderts genossen, umgeben von den Galerien des Louvre, der Meisterwerke aller Zeiten, begräbt sich dieser

Mensch unter diesen Felsen. Einige materielle Verlegenheiten genügen, um diesen starken Athleten zu entmuthigen; und er verzichtet auf die Cultur seines Geistes, auf die Poesie, auf alles, was das Leben bildet. Er könnte Bildhauer sein und will nichts als Holzschuhmacher bleiben." Rustique antwortete nichts auf diese emphatische Rede; aber in den Falten seiner Stirne las ich einen unabänderlichen Entschluß.

"Was man seinen Vater thun sah, was man seit frühesten Jugend selbst gethan, thut man rascher und besser," sagte Rustique ruhig. "Es besser machen, heißt Fortschritte machen, nicht wahr?"

"Ja, so predigt die Civilisation der Egypter."

"Einen Augenblick," versetzte er. "Die Egypter zwangen die Kinder, die Profession des Vaters zu ergreifen; dadurch bekamen alle anderen Professionen den Geschmack der verbotenen Frucht, und der Geist wurde in Fesseln geschlagen, während wir frei sind. Ich beklage mich über meine Lage nicht, und wenn es mir beliebt, meine Statue innerlich zu formen, statt sie in Marmor zu meißeln, was verschlägt es Dir?" — "Guter Gott, ihn mit dieser Ruhe sprechen zu hören. Glaubst Du denn, daß Dir Deine Fähigkeiten gegeben seien, damit Du sie vergräbst, statt sie fruchtbar zu machen? Glaubst Du denn, diese tiefe Bewunderung der Natur, dieses Gefühl der Harmonie und der Form, diesen Geschmack, diesen Sinn für Proportionen, glaubst Du all' dies nur für einen vorübergehenden und persönlichen Genuß empfangen zu haben? Was nützt Dein Wissen, Dein Talent im Kreise dieser unwissenden Masse, in die Du Dich gestürzt?"

"Hier, mein Freund, sind diese Fähigkeiten, die Du übertreibst, entsprungen; in Paris sah ich sie erstickt werden. Dort, genährt von bitteren Gefühlen, fibrirte meine Seele zuletzt nur noch von Neid und Aergern. Anfangs hatten die meisten Werke der Kunst meine Seele bewegt und gehoben, alle zarteren Gefühle meiner Kindheit wurden größer, weiter, reiner. Aber ich fand zuletzt keinen Geschmack mehr an diesen göttlichen Schönheiten. Nach und nach war ich von der Bewunderung zur Kritik übergegangen. Ich suchte in den Werken meiner Kameraden nicht mehr ihre Vorzüge, sondern die Mängel, die sie unter mich stellten; jede Superiorität verletzte mich. An meinem Traume verzweifelnd, fand ich nur in den Schlapfen meiner Concurrenten einen Trost. In den Werken der Meisten suchte ich fortan nur die Flecken. Die materiellen Bedürfnisse mehrten die Bedürfnisse der Eitelkeit. Du kanntest meine Qualen nicht; nur auf Kosten des Alters und durch die Entbehrungen einer armen Bäuerin, meiner Mutter, war ich in den Stand gesetzt, in der großen Stadt den „Herrn“ zu spielen. Die Eitelkeit allein, die Du wieder in mir wach zu rufen suchst, erstickt unsere besten Gefühle; ich zwang mich, in mir einen großen unterdrückten Menschen zu sehen, ein heroisches Opfer, während ich nur ein Egoist und ein kalter Mensch war. Dein kindliches Lob erhob zuweilen meinen Muth wieder und belebte meine Energie; Du hast mich vom Selbstmorde zurückgehalten. In Deiner Krankheit hielt ich Dich in meinen Armen, wie ein Vater sein Kind. Hundert Male wiederholte ich mir: ich habe nur ihn, ich habe nur ihn! Als Du in Deinem Delirium von Ruhm, Erfolg, Triumph sprachst, antwortete ein diabolisches Echo: Glend, Ungerechtigkeit, Einsamkeit. Nach und nach schwieg diese unheimliche Stimme in mir: die Furcht, Dich sterben zu sehen, überwog meine persönlichen Wünsche. Eine Revolution ging in mir vor. Das Land,

das ich verlassen, um mich in die große Welt zu stürzen, erstand wie ein reizendes Bild vor meinen Blicken. Die Claude Lorrain haben nicht so viel warme Sonnenstrahlen, die Salvator Rosa bieten keine großartigeren Ansichten. Ich sah die Jugendgespielen wieder, die mich liebten, die sich mit mir im Grase gewälzt, die mich weder plump noch häuerisch fanden. Dort wohnte die gute alte Mutter, die ihre Thränen nicht trocknen konnte, als ich mich von ihr trennte. Ich hatte mir indeß so oft vorgefetzt, nur mit Schätzen zu ihr zurückzukommen und nun sollte ich so arm heimkehren, als ich sie verlassen. Diese Schande fesselte mich mit neuen Ketten; aber die alte Frau konnte sterben, ohne daß sie mich gesehen. „Rein!“ sagte ich zu mir, „ich bringe ihr Besseres, als Geld: einen starken Arm und einen liebevollen Sohn. Sie bereut es in diesem Augenblicke nicht, das weiß ich gewiß. Sie freut sich jeden Morgen über meinen Gruß; jeden Samstag bringe ich den Ertrag meiner Wochenarbeit; alle Tage hat sie die Pflege meiner lieben, guten Marcelle und ich finde am Abend ihr freundliches Lächeln, ihren liebevollen Empfang.“ — „Da habe ich Dich! Ich dachte mir, daß hinter alle dem ein hübsches Mädchen, eine alte Bekanntschaft, eine Rivalin der Muse steckt.“ — „Sage nicht Rivalin, sage Freundin. Wenn ich meine Frau mit ihrem Kinde sehe, glaubst Du, es wiege nicht ebenso schwer, als die Empfindungen vor der Madonna della Sedia oder der Belle Jardinière. Glaubst Du nicht, daß die Bewunderung, die das Herz vor den Werken Gottes erhellet, der Umsehung in die Kunst nicht bedarf, um tief und innig zu sein? Wenn ich meine Holzschuhe mache, so ist es, obgleich ich mir Mühe gebe, doch immerhin eine mechanische Arbeit. Meine Gedanken schweifen in der Ferne; sie durchdringen diese Gairlanden, dieses Blätterwerk; der Vogel, der um mich herhüpft, die Eidechse, die vorüberhuscht, das Insect, das mich umzirrt, die Natur mit all' ihren Reizen beschäftigt meine Gedanken. O ihr sucht Alle den Buchstaben, nicht den Geist: ihr lauft dem flüchtigen Beifalle nach und verliert den wahren Weg, auf dem die Kunst ein Kultus bleibt, während eine mechanische Arbeit den Unterhalt bietet.“

Carl, der zwar nicht überzeugt wurde, schwieg doch und fand seine Lebhaftigkeit erst wieder, als er in die stille Häuslichkeit seines Freundes trat. Seine Frau hatte in der düstern und malerischen Grotte über Alles einen unendlichen Reiz zu verbreiten gewußt, und Rustique öffnete, um mir die Arbeit seiner Mustestunden zu zeigen, einen höchst eigenthümlichen Armoire. Er war voll von kleinen Hausgeräthen, die mit außerordentlichem Geschmaack und ungemeiner Zartheit geschnitz waren. Rustique verwandte Stücke des ausgewählten Holzes zu seinen reizenden Schnitzereien, seinen zierlichen Basreliefs, wahren Cameen aus Nußbaum, Buchs und Eichen. Wir sahen Büchsen aller Art, Kästchen, Fächerhalter, Lichtschirme und eine Menge allerliebster Spielwaaren. Das Holz, das durch die Hände des Genies ging, verwandelte sich in kostbare Kleinodien. Während er in Carl den glühendsten Bewunderer und seinen Kenner fand, bot ich ihm meine materielleren industriellen und commerciellen Dienste an, und versprach ihm für seine Arbeiten reichlichen Absatz zu finden.

Nach einem einfachen Mahle, zu dem seine kunstreiche Hand alle Gefäße geliefert und das die Heiterkeit der truglich zusammenlebenden Familie würzte, verließen wir endlich unter herzlichsten Umarmungen die Einsiedelei des Holzschuhmachers von Gobain, der das stille häusliche Glück dem Ruhme und der Ehre der großen Welt vorgezogen.

Ich habe mein Wort gehalten: auf den Nipptischen der vornehmen Welt ziehen jetzt die Werke des Holzschuhmachers von Saint Gobain die Aufmerksamkeit der Kenner, wie der Laien auf sich, und wenn man auch nicht den Namen des Bildners kennt, so preist man doch seine Werke um so mehr.

## Der Krieg der Wölfe.

Novelle.

(Schluß.)

Gertrud hatte ihrem Bruder auf die Knie geholfen. Der Wolf betrachtete, auf das Kreuz gelehnt, mit triumphirendem Blicke die gebeugte Gruppe. „Bitte,“ fuhr Gertrud fort, „bitte mit Zuversicht!“ Und zu Vocard sich herabbeugend, fielen ihre Augen auf eine grob ausgehauene Inschrift in der Mauer; sie zitterte und rief: „Sieh, mein Bruder, erkennst Du den Namen, der hier eingehauen ist?“ — „Nein,“ sagte der Graf, der die Grabinschrift einen Augenblick betrachtete. — „Es ist die einer armen Frau, für die Deine Tochter Gnade und Schutz von Dir erlangt hat. Muth denn; Du hast die Erinnerung an eine Wohlthat vor Augen; Gott schickt Dir diesen Trost in seinem Erbarmen. Die Todte wird für Dich im Himmel bitten. Beuge Dein Knie auf den Stein; berühre mit Deiner Stirne das Moos, das den Hügel bedeckt, und rufe vertrauensvoll Marguerite Larmois an.“ — „Marguerite Larmois!“ rief der Wolf, indem er den Strick losließ; „wer spricht von Marguerite Larmois? wo ist sie?“ — „In der geweihten Erde, die ihr mein Bruder gegeben,“ sagte Gertrud mit Salbung; „Gott ist Zeuge, daß Isolde und er für die Arme waren, was Christus will, daß man seinen Brüdern sein soll.“ — „Wie das?“ — „Marguerite wohnte am Herde Vocards, so lange sie lebte, und als sie todt war, wurden ihr die Gebete der Kirche nicht versagt.“ — „Ist das wirklich wahr?“ fragte der Wolf mit einer Bewegung, der er nicht mehr Herr zu sein schien; „und der, welcher der armen Frau geholfen?“ — „Liegt vor Euch!“ — Etienne betrachtete den Grafen, der betete, und dann den Grabstein; er beugte sich langsam zu Boden und faltete die Hände. „Kennst Ihr die Marguerite?“ fragte Gertrud erstaunt. „Ich,“ sagte der Wolf mit halb erstickter Stimme: „es war — es war meine Mutter!“ — Vocard und die Nonne richteten sich plötzlich wieder auf. „Gute Mutter!“ wiederholte Gertrud; „so seid Ihr Etienne?“ Der Wolf machte eine bejahende Bewegung. „Gott sei gepriesen, daß er Euch mir gesandt, ehe er über mein Leben verfügt,“ fuhr die Schwester des Grafen fort, „denn ich hatte Euch etwas zurückzugeben.“

Den Strick aufknüpfend, der das Klosterkreuz auf ihrer Brust festhielt, zog sie einen silbernen Ring hervor, den sie Etienne gab.

„Kurz, ehe Marguerite die Augen für immer schloß, hat sie mir dies Kleinod zur Aufbewahrung gegeben, bewahrt es wie eine Reliquie, denn die, die es mir gab, ruht jetzt in den Armen ihres Heilandes.“

Der Wolf küßte das Kreuz mit frommer Ehrfurcht, dann wandten sich seine Blicke von dem Grabe zu Messire Hugo hin. Offenbar hatte sich in seinem Herzen ein Kampf erhoben; der Graf schien es nicht zu bemerken. Die Worte

Gertruds, die Erinnerung an seine Tochter, die Ungeduld seiner peinlichen Lage, Alles hatte sich vereinigt, ihn zu dem Entschlusse zu vermögen, sterben zu wollen. Er erhob ruhig das Haupt und sagte zu Etienne: „Vorwärts!“

Der Wolf, den eine Bitte oder ein Vorwurf vielleicht zu einem äußersten Entschlusse gebracht, erschien durch diese ruhige Fassung entwaffnet. Er beugte sich zu dem Grafen herab und band seine Hände los. Hugo stieß einen Schrei der Verwunderung aus. „Schweig!“ unterbrach ihn Etienne, „und wartet nicht, bis die Anderen wiederkehren; sie haben die Pferde draußen gelassen; schleicht Euch zum Schlupfthor hinaus und Gott geleite Euch.“

Der Graf wartete nicht lange, sondern eilte in der angedeuteten Richtung, und wenige Augenblicke später sagte ihnen der Galopp eines Pferdes, daß es ihm gelungen war, zu entkommen. Diese Flucht wurde von den Blünderern des Schlosses nicht bemerkt; die Wachen, welche draußen aufgestellt worden, waren bald von ihren Posten weggegangen, um nichts von der Beute zu verlieren.

Schwester Gertrud hatte sich in die Kapelle zurückgezogen, wo sie, ganz in Gebet versunken, Alles vergaß, was um sie her vorging. Plötzlich wurde sie durch einen ungeheuren Glanz, der das Heiligthum beleuchtete, aus ihrer Andacht gerissen: das Schloß stand in Flammen. Nachdem sie Alles genommen, was sie bekommen konnten, hatten die Blünderer ihre Eroberung angezündet. Die Flammen, welche zu gleicher Zeit auf fünfzig Punkten emporstiegen, hatten, vom Winde fortgetrieben, bereits das Dach ergriffen. Die Worbrenner flohen mit wildem Geschrei nach dem Hauptthor. Aber plötzlich sah sie Gertrud mit jammervollem Geheul zurückstürzen; man hörte ein Geräusch von Waffen und Pferden auf der Zugbrücke und eine bewaffnete Truppe sprengte in den Hof mit dem Geschrei: „Nieder mit den Wölfen!“

Voran ritt der Graf von Vocard, der auf seiner Flucht dieser Truppe von Edelknechten begegnet war, die er vermocht hatte, die Wölfe zu überfallen und ihm sein Schloß wieder erobern zu helfen.

Der Kampf war furchtbar, aber kurz. Unversehens überfallen, waren die Meisten zu sehr mit Beute beladen, um sich vertheidigen zu können, und so wurden die Wölfe und die Vasallen Vocards beinahe sämmtlich niedergemetzelt und nach einer Viertelstunde war der Hof geräumt. Noch lange verfolgte man die Entflohenen nach allen Richtungen hin.

Der Graf sah um sich. Die Höfe lagen voll von Leichnamen, unter denen er auf jedem Schritte einen seiner Vasallen erkannte, und die Ruinen des Schlosses standen in Flammen. So blieb ihm von Allem, was er besessen, nichts als sein Leben.

Sein Degen entfiel ihm; er konnte einen Schrei der Verwünschung gegen die Wölfe nicht unterdrücken. Aber im selben Augenblick ergriff eine Hand die seine; es war Schwester Gertrud. Sie zeigte auf den von Blut getränkten Boden und den Leichnam Etiennes, der unter den Ersten gefallen war.

„Verfluche sie nicht, weil sie Dir nachgeahmt,“ sagte sie sanft; „der Haß hat Euch auf beiden Seiten zu Grunde gerichtet und ihr seid Alle bestraft, weil ihr das Wort Christi vergessen: „Liebet Euch unter einander!“

Die Lese-  
stunde.

Wir sind in der Schweiz, in Brienz: eine Großmutter sucht dem Knaben ihrer Tochter die Buchstaben des Alphabets beizubringen: aber der Junge ist etwas schwer von Begriff und will die abstracten Zeichen nicht fassen, die das Wort malen sollen. Die alte Frau, welche alle Formeln der Aufmunterung und der Zärtlichkeit erschöpft hat, ist zuletzt ganz entrüstet. Die Hartköpfigkeit des Jungen erscheint ihr wie offenbare Empörung; die Ruthe liegt feierlich auf dem Tische und der Finger der Alten befiehlt

dem Kinde zwischen dem Buchstaben oder der versprochenen Strafe zu wählen; aber der verlegene Knabe reißt sich den Kopf und zögert: die Frage ist für ihn so wichtig, als die Frage Hamlets: „To be or not to be (Sein oder nicht sein)!“

„Rasch, junger Laugenichts!“ wiederholt die verzweifelte Großmutter, „den Buchstaben oder die Ruthe!“

Habe Mitleid, Großmutter! um den Buchstaben zu nennen, müßte er ihn sehen und das arme Kind kann das nicht, denn zwischen ihm und seinen Augen erheben sich tausend Bilder, die ihm denselben verbergen, wie der Berg



das enge Thal. Er sieht des Nachbarn Hund, den Sperberbaum mit seinen rothen Blüten, den kleinen Bach, dessen Geplätscher man hört, den Riß in der alten Mauer, dessen Reseden ihren Duft in die Kammer herein senden. Die Stunde ist schlecht gewählt: ein andermal, wenn's draußen regnet, wird die Luft am Lernen erwachen und man darf nicht verzagen, der kleine Dickkopf wird vielleicht noch ein ganz geschiedter Bursche. Heute nur will ihm kein Licht aufgehen.

Tausend solcher Gedanken drängen sich uns auf, wenn wir in diese kleine Welt hineinblicken, die der Zeichner, Eduard Girardin, dem wir alle die schönen schweizer

Bilder verdanken, vor unser Auge gezaubert. Der Phantast des Lesers vorzugreifen verbietet die Klarheit des Bildes.

## Albumblätter.

Lieber hungrig zu Bette gehen, als mit Schulden aufstehen. Halte was du hast und erwerbe dazu. Das ist die Kunst, aus Blei Gold zu machen.

— Die Thakraft braucht nichts zu wünschen, aber wer von Hoffnung lebt, muß fastend sterben.